

Zur Blüte der
Geisteswissenschaften
in Europa

Freies, selbstbestimmtes Denken

Wolfgang Frühwald

Die in Deutschland – und unter Wilhelm Diltheys Einfluss nur in Deutschland – als Geisteswissenschaften, sonst als *humanities, arts, als sciences humaines oder sciences de l'homme*, demnach als „Menschenwissenschaften“, zusammengefasste Fächergruppe hat es mit Moral, Ästhetik und Geschichte zu tun. Ihnen, den Fächern der Geisteswissenschaften, gehören im engeren Sinne die historisch-philologischen Disziplinen an, die (über ihre Methoden) starke Stützpunkte auch in sozial- und naturwissenschaftlich-medizinischen Fachbereichen haben. Ihr Selbstbild ist diffus, ihr internationales Ansehen ist ungebrochen. Ihre Anziehungskraft auf junge und ältere Studierende wächst. Zwischen 1990 und 2003 ist die Gesamtzahl der Studierenden an deutschen Hochschulen um vier Prozent gestiegen, „die in den Sprach- und Kulturwissenschaften um fünfzig Prozent“ (Jürgen Kaube). Das hat weniger mit angeblich harten oder weichen Fächern zu tun als mit Berufsaussichten, die heute überall gleich gut oder gleich schlecht sind, sich unter Konjunkturbedingungen rapide und kurzfristig ändern können, sodass die jungen Leute sich zu Recht entscheiden, dann eben das zu studieren, was ihren eigenen Wünschen entspricht, und nicht das, was ihnen von verzögernd urteilenden Marktforschern eingeredet wird. Das Verhältnis von Lehrenden zu Lernenden in den Fächern der Geisteswissenschaften hat sich also seit den Sechzigerjahren des letzten Jahrhunderts ständig verschlechtert und wird sich angesichts der auf die Uni-

versität zukommenden neuen Welle von Studienanfängern weiter verschlechtern.

Es mag sein, dass innerwissenschaftlich das Profil einer Universität durch Nobelpreise, durch die Einwerbung von Forschungsgeldern, die Zahl der Publikationen in referierten Organen und deren kumulierte Impact-Faktoren und vielleicht auch durch die Zahl der jährlich abgelegten Examina bestimmt wird. In der Öffentlichkeit bestimmen immer noch die Fächer der Geistes- und Sozialwissenschaften mit ihren Fragen und ihren Antworten das lebendige, sichtbare Profil der Hohen Schulen. Daran hat auch der Wettbewerb um die Exzellenzinitiative nichts geändert. Die USA sind sicherlich das Goldland der Natur- und Lebenswissenschaften. Sie sind das Ziel ganzer Heerscharen von Postdocs aus aller Welt, die ohne einen Forschungsaufenthalt in einem der renommierten Labors amerikanischer Research-Universities zu Hause keine Karriere machen können. Wissenschaftler wie Harold Bloom, Gerald Feldman, Stephen Greenblatt, Alina Payne, Judith Ryan oder Jonathan Spence repräsentieren die Geisteswissenschaften in den USA. Doch jedem dieser Gesprächspartner entspricht ein ebenbürtiges Pendant in Europa, doch erscheinen die amerikanischen Kollegen eher wie exotische Blüten am Stamm einer wohlgenährten Naturwissenschaft, während die europäischen Kollegen in breite Schulzusammenhänge eingebettet sind. Diese benennen eine wissenschaftliche Kultur, die in ihren Methoden auch in den USA euro-

Der Theorie des „kulturellen Gedächtnisses“ von Jan Assmann zufolge haben Splitter der gescheiterten religiösen Umwälzung durch Pharao Echnaton ihren Niederschlag in der religiösen Welt der frühen Juden gefunden und so die heutigen monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam vorbereitet. Die Abbildung zeigt ein Relief von 1350 v. Chr.: Echnaton opfert dem Gott Aton, Nationalmuseum Kairo.

© picture-alliance/akg-images, Fotograf: Erich Lessing



zentrisch ist und dort ihr Fundament noch immer in der Schülergeneration der Emigranten aus dem von den Nationalsozialisten beherrschten Europa hat. Die Geisteswissenschaften in China, Korea und Japan beginnen sich erst langsam zu stabilisieren, in Lateinamerika sind sie durch die Abneigung gegen den englischsprachigen *mainstream* in ihrer Entfaltung behindert, in Indien sind sie vom Zerfall bedroht – die neuen Wissensmächte der Welt meinen, ohne einen Stamm an geisteswissenschaftlichen Fächern auszukommen. So ist der eigentliche Kontinent

der Geisteswissenschaften Europa, auch wenn die Verelendung der geisteswissenschaftlichen Fächer in den Ländern des mittleren Osteuropas nicht zu übersehen ist. In Europa jedenfalls entstehen dort, wo die Geisteswissenschaften blühen, nicht nur die großen und traditionsreichen Quellenwerke, sondern auch Methoden, welche lange Zeit spezialistisch zersplitterte Fächer wieder unter einem Dach zusammenführen. Dass die Öffentlichkeit dies noch nicht bemerkt hat, liegt daran, dass die Geisteswissenschaften zu häufig und zu lautstark an der Klagemauer stehen, um Entwicklungen aufzuhalten, die noch keineswegs real sind, sondern nur befürchtet werden. Die „gefühlte Perspektive“, sagten vor Kurzem junge Wissenschaftler, mache ihnen das Leben schwer und ihre berufliche Zukunft dunkel, auch wenn sie durchaus einsahen, dass die Fakten zu dieser „geühlten Perspektive“ nicht zu stimmen schienen.

„Einsamkeit und Freiheit“

Als in Deutschland zu Beginn des Jahres 2007 in der Folge der seit Längerem üblichen Wissenschaftsjahre ein „Jahr der Geisteswissenschaften“ ausgerufen wurde, waren die Geisteswissenschaften darauf nicht vorbereitet. Bei ihnen gilt, anders als in den Natur- und Lebenswissenschaften, die wirtschaftsnäher sind, seit Physik, Chemie und zuletzt auch die Biologie die Grenze zur industriellen Verwertbarkeit ihrer Erkenntnisse überschritten haben, dass Werbung in eigener Sache unseriös ist. In einer Zeit aber, in der offenkundig Sichtbarkeit, nicht Können und Leistung, als Kriterium von Exzellenz gilt, sind Zurückhaltung und Verzicht auf Werbung in eigener Sache nicht für den Einzelnen, aber für die Gesamtheit einer Fächergruppe ganz sicher die falsche Strategie. Universitäten und Hochschulen sind heute notgedrungen so auf inneren und äußeren Wettbewerb ein-

gestellt, dass die von Wilhelm von Humboldt für Wissenschaft und Forschung als grundlegend erkannten Prinzipien von „Einsamkeit und Freiheit“ im Gewimmel der Forschergruppen, dem Lärm der Marketingstrategen und im öffentlichen Druck zur Ökonomisierung untergehen. Zweifellos gehören Einsamkeit und Freiheit trotzdem zu den Grundbedingungen der geisteswissenschaftlichen und jeder theorieorientierten Arbeit (vielleicht sogar jeder wissenschaftlichen Arbeit). Sie heute dem Alltag der Massenuniversität abzuringen ist fast unmöglich geworden. Darin aber liegt die Misere der Geisteswissenschaften in Europa begründet, dass sie strukturell der allgemeinen Tendenz zur raschen Ökonomisierung der Universitäten nicht nachkommen und nicht nachkommen können, wenn sie nicht die Grundprinzipien ihres lehrenden und forschenden Tuns (und damit sich selbst) aufgeben wollen.

Anzumerken ist freilich, dass Wilhelm von Humboldts Idee der in Einsamkeit und Freiheit zu gewinnenden reinen Wissenschaft oder, mit Kant gesprochen, das freie, selbstbestimmte Denken keine Be standsgarantie für Einsiedler im Gehege ihrer Fakultäten ist. Beide Prinzipien gehören zu der dem Einzelnen zugestandenen Möglichkeit, die im anregenden Gespräch und im Zusammenwirken vieler gewonnenen Einsichten zu formulieren und im Schreibprozess zu entfalten. Das geistige Wirken in der Menschheit, schreibt Humboldt (1810) im unmittelbaren Anschluss an die Formulierung seiner Grundprinzipien, gedeihe „nur als *Zusammenwirken* [...], und zwar nicht bloß, damit einer ersetze, was dem anderen mangelt, sondern damit die gelingende Tätigkeit des einen den anderen begeistere und allen die allgemeine, ursprüngliche, in den einzelnen nur einzeln oder abgeleitet hervorstrahlende Kraft sichtbar werde [...]“. Die Universität, heißt das, ist keine Ansammlung von Mo-

naden, sondern eine durch die Idee des selbstbestimmten Denkens miteinander verbundene Gemeinschaft, deren „innere Organisation [...] ein ununterbrochenes, sich immer wieder selbst belebendes, aber ungezwungenes und absichtloses Zusammenwirken“ hervorbringt und unterhält. Hans Uwe Erichsen hat sich bei der Gründung der Universität Erfurt 1994 gerade auf diese Worte Humboldts berufen, als er der noch immer weit verbreiteten These widersprach, dass die Universität ein Dienstleistungsunternehmen und die Studenten ihre Kunden seien. „Wir haben heute“, sagte er, „zu viele Konsumenten an den Hochschulen. Hochschulen müssen wieder zur Verantwortungsgemeinschaft aller Beteiligten werden.“

Methodenentwicklungen

Den Geisteswissenschaften wird in der öffentlichen, nun schon mehrere Jahrzehnte andauernden Krisendebatte vorgeworfen, sie seien spezialistisch zersplittet, umstellt von unverständlichen Terminologiefassaden, eingemauert in unfruchtbaren Gelehrtenzank, sie hielten nur das für wahre Wissenschaft, was niemanden außer einer kleinen Schar von Adepts interessiere, sie schlössen sich dem Trend zur Einsprachigkeit in der Wissenschaft nicht an, sie könnten mit den auf Teamforschung ausgerichteten Instrumenten der Forschungsförderung nicht umgehen und gerieten somit in die Gefahr, sich selbst überflüssig zu machen. Das alles mag, jeweils unterschiedlich stark oder schwach ausgeprägt, für einen Teil der auf Armeestärke angewachsenen Geistes- und Kulturwissenschaften in Europa zutreffen. Was dabei jedoch übersehen wird, sind methodische Entwicklungen, die wie eine universale Säure in die Nachbarfächer eindringen und dabei die Historisierung auch von Fächern anleiten, die in ihrem Selbstverständnis auf Datengenerierung, Messung und kurzle-

bige Experimentbeschreibungen zurückgeworfen sind. Um einige der Methoden sammelt sich eine große Zahl von Anhängern, sodass man von internationaler Schulenbildung sprechen kann: *erstens* die von Werner Conze und Otto Brunner begründete und von Reinhart Koselleck weitergeführte moderne Sozialgeschichte, der wir ein neunbändiges historisches Lexikon der „politisch-sozialen Sprache in Deutschland“ und die Belege dafür verdanken, dass sich die Begriffssprache zugleich mit den Modernisierungsschüben ändert und dass diese Sprache die Beschleunigung des Erfahrungswandels (vor allem in der Sattelzeit zwischen 1770 und 1830) als hervorstechendes Kriterium der Modernisierung spiegelt.

Zweitens: die Erinnerungsgeschichte nach dem Entwurf der Arbeitsgruppe um Jan und Aleida Assmann, die das kulturelle Gedächtnis in der These begründet sieht, dass Vergangenheit nicht naturwüchsig ansteht, sondern eine kulturelle Schöpfung ist: „Vergangenheit“, schreibt Jan Assmann 1992 im Anschluss an die Theorie von Maurice Halbwachs, „ist eine soziale Konstruktion, deren Beschaffenheit sich [von] den Sinnbedürfnissen und Bezugsrahmen der jeweiligen Gegenwart her ergibt.“ Diesem Konzept entspricht die von Harald Weinrich dargestellte Kunst des Vergessens, die dem Gedächtnisparadigma das in der Zeit überquellender Wissensspeicher nicht nur historisch notwendige Pendant hinzugefügt hat.

Drittens: die Entdeckung europäischer Erinnerungsorte (*lieux de mémoire*) nach dem Konzept des französischen Historikers Pierre Nora.

Viertens: die historische Anthropologie, um die sich international eine große Gruppe von Geisteswissenschaften in lebhaftem Gespräch versammelt, und schließlich

fünftens: die zu Bildwissenschaft und Bildkritik weiterentwickelte Kunstge-

schichte, die für unsere visualisierte Welt eine unter dem Stichwort *iconic turn* bekannte, adäquate Erkennungsmethode entwickelt.

Alle diese kulturverändernden und kulturerschließenden Methoden haben ihren personellen wie institutionellen Schwerpunkt in Europa. Sie können mit Nobelpreis-Indizes und *Impact*-Faktoren nicht erfasst werden und fallen deshalb aus den mit großem Propagandagetöse jährlich veröffentlichten Ranking-Listen angeblich weltbester Universitäten heraus.

Legitimationstheorien der Geisteswissenschaften

Ob die Geisteswissenschaften entbehrlich oder unentbehrlich sind, ist schwer zu beurteilen, die Frage mutet pathetisch an. Auch der Frage, ob die Geisteswissenschaften zur Existenz einer Hochkultur notwendig sind, wohnt ein gewisses Pathos inne. Immerhin hat Jan Assmann am Aufstieg und am Niedergang der ägyptischen Kultur belegt, dass unter den Bedingungen von Schriftlichkeit eine differenzierte, sich fortlaufend entwickelnde Kunst der Auslegung die ästhetische und die intellektuelle Kultur begleiten muss, um ihr Überleben (ihre Überlieferung) zu sichern. Die griechisch-römische Antike ist im Denken ihrer Nachkommen lebendig geblieben, auch wenn die Reiche, in denen sie lebte, untergegangen sind. Sie hat eine solche Kunst der Auslegung entwickelt und tradiert. Die ägyptische Kultur war mehr als 1500 Jahre verschollen, weil sie auf die Kunst der Auslegung zu wenig geachtet hat.

Auch die heute im Umlauf befindlichen Legitimationstheorien, welche die Notwendigkeit der Geisteswissenschaften aus dem System der Wissenschaften und des Wissens zu deduzieren suchen, treten zu pauschal und zu defensiv auf. Sie belegen zwar die Notwendigkeit des freien, selbstbestimmten Denkens, nicht

aber die der Existenz von speziellen, noch dazu völlig ausdifferenzierten und von einem Viertel der Hochschullehrerschaft vertretenen Fächern und Disziplinen. Die Geisteswissenschaften, so wird in diesem Zusammenhang *erstens* behauptet, kompensierte die Modernisierungsschäden und würden deshalb immer unentbehrlicher, je rascher der Fortschritt in den Naturwissenschaften geschehe. So lautet die Kompensationstheorie von Odo Marquard. Die Geisteswissenschaften seien *zweitens* gleichsam der Stachel im Fleisch des modernen Wissenschaftsbetriebes, weil sie diesem das notwendige Element der Selbstreflexion hinzufügten, sie kompensierte also nicht Moderne, sondern vollzogen Moderne durch deren wissenschaftliche Reflexion. So formuliert die Reflexionstheorie von Ernst Tugendhat und Jürgen Mittelstraß. *Drittens* verkündeten die Geisteswissenschaften in einer ganz auf Zweck und Nutzen gestellten Welt die für die innere Freiheit des Menschen notwendige Funktion des Zwecklosen und vielleicht sogar des Unverständlichen, meint Dieter Simons Inutilisationstheorie. Gegenüber dem ozeanisch trägen, unaufhaltsamen Fortschrittsprozess der Naturwissenschaften verdeutlichten die Geisteswissenschaften *viertens*, dass in Kunst und Literatur Dauer gerade *nicht* Zeit sei. Sie verdeutlichten die Möglichkeit auch metaphysischen Fragens, die physikalisch im Grunde nicht zulässige und doch den Menschen seit dem Beginn seines reflexiven Denkens umtreibende Frage, warum da nicht nichts sei. Ihnen – den Geisteswissenschaften – gehöre damit, in anderer Weise als der Kunst, aber ihr doch ähnlich, das weite Feld von Behauptungen und Bewertungen, die sich „nicht in einem formallogischen oder gar experimentellen Sinne beweisen“ lassen. So lautet die Differenztheorie von George Steiner. All das ist scharfsinnig und klug überlegt, auch richtig gedacht und selbst-

verständlich des Nachdenkens wert, aber keine dieser Theorien belegt die Notwendigkeit der gerade jetzt und hier existierenden Geisteswissenschaften und der von ihnen okkupierten Felder des Denkens und seiner Institutionen.

Moderne Problemfelder beschreiten

Unzweifelhaft gibt es dabei Felder und uns ganz nahe Probleme, die naturwissenschaftlich nicht, geistes- und sozialwissenschaftlich wenigstens teilweise bedacht und gelöst werden können: zum Beispiel die täglich und ständig grausam erneuerte Tragödie an den mittelmerischen und den südwestlichen Atlantikküsten Europas, wo die Blüte der afrikanischen Menschheit im Meer versinkt; die Wiederkehr der Religionen und damit auch eines durch Rationalisierung und Säkularisierung längst überwunden geglaubten Fatalismus, der seine Zuversicht aus Verheißen schöpft, die den primitiven Paradiesen menschlicher Glücksvorstellungen gelten; im Zusammenhang damit die pauschale und gewaltbereite, anarchische (und bis auf Rousseau zurückzuführende) Zivilisationskritik, die sich als das notwendige Kompensationsthemen einer mathematisch regulierten und wirtschaftlich regierten Weltgesellschaft erweisen könnte; das Einströmen orientalischer Kultur- und Denkformen nach Europa, das bisher dominant durch Latinität, durch ein jüdisch-antikchristliches Kulturerbe gekennzeichnet ist, und seine Folgen für das Zusammenleben der Menschen; der Rückzug der Sprache aus der Existenzdeutung des Menschen und (nochmals schärfer gestellt) die Verrohung im experimentellen Umgang mit dem pränatalen menschlichen Leben. Diese und ähnliche Problemfelder entziehen sich dem Experiment und der Suche nach naturwissenschaftlicher Gesetzmäßigkeit total. Sie sind nur von Geisteswissenschaften zu lö-

sen, die sich ihrer existenznotwendigen Verbindung mit breit angelegten Sozialwissenschaften bewusst sind.

Abseits des Nutzenkalküls

Wir haben im letzten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts eine Gründungswelle von Universitäten erlebt, wie sie in der Geschichte – zumindest quantitativ – einzigartig ist. Wir haben eine große Reihe klug gedachter und engagiert ins Werk gesetzter Reformexperimente erlebt, in Bielefeld, Konstanz, Erfurt und anderswo, aber der *Typus der Universität* wurde in all diesen Jahren keineswegs so neu gedacht, wie dies Humboldt, Fichte, Schleiermacher und andere zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts getan haben. So sieht die Universitätsreform vor sich hin, die von Zeit zu Zeit vorgenommenen Korrekturen sind ein Basteln an Symptomen, das der stärksten Macht Raum gibt, welche immer dann Zutritt erhält, wenn Kraft und Mut des Denkens erlahmen: dem Nutzenkalkül des Marktes. Wer dies ändern will (und um der Lebensfähigkeit unserer Gesellschaft willen muss dies geändert werden), sollte versuchen, den *Typus der Universität* neu zu denken. In dieser Aufgabe liegt die Bewährungsprobe der Geisteswissenschaften. Ob es dabei gelingen könnte, die (natürlich auch missbrauchbare) Tradition der Rektoratsrede zu erneuern, die zumindest seit Kants Rektoratsrede 1786 die Entwicklung und die Wandlung der Universität begleitet hat, wäre des Versuches wert. Aus Kants Rektoratsrede nämlich ist eine kuriose, aber noch immer bedenkenswerte Schrift entstanden, welche die Universität und das Verhältnis ihrer Fakultäten zueinander beschreibt: *Der Streit*

der Fakultäten (1798). Reinhard Brandt hat darauf hingewiesen, dass Wilhelm von Humboldts Gründungsimpuls auf dem nicht zu überholenden Kern dieser Verteidigungsrede der Universität gegen die Übergriffe des preußischen Staates beruht, wonach „es eine Vernunftidee der Universität im emphatischen Sinne gebe“. Bei Kant führte diese Idee zur Freiheitsbegründung der Geisteswissenschaften und zur Charakterisierung ihrer, der philosophischen, Fakultät: „Es muss zum gelehrt gemeinen Wesen auf der Universität [schreibt Kant] noch eine Fakultät geben, die, in Ansehung ihrer Lehren vom Befehle der Regierung unabhängig, keine Befehle zu geben, aber doch alle zu beurteilen, die Freiheit habe, die mit dem wissenschaftlichen Interesse, d. i. mit dem der Wahrheit, zu tun hat, wo die Vernunft öffentlich zu sprechen berechtigt sein muss: weil ohne eine solche die Wahrheit (zum Schaden der Regierung selbst) nicht an den Tag kommen würde, die Vernunft aber ihrer Natur nach frei ist und keine Befehle, etwas für wahr zu halten (kein *crede*, sondern nur ein freies *credo*), annimmt.“ Reinhard Brandt hat zu Recht behauptet, dass dieses Credo des freien Denkens unverrückbar weiter Bestand hat, dass es inzwischen in die einzelnen Fächer diffundiert ist, „es muss heute [schreibt er 2003] weltweit gegen die ergebnisorientierte Administration und den gigantischen Druck von Profit und Praxis bewahrt werden“. Die emphatische Idee des freien, selbstbestimmten Denkens wird im Zentrum jedes Entwurfs einer neuen Universität zu stehen haben, gleichgültig wie und in welchem gesellschaftlichen Umfeld eine solche Universität auch gedacht wird.